

**Christian Boness**

# **UNKULU**

**Zauberer in Afrika**



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen  
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Dateien sind im Internet über  
<http://dnb.de> abrufbar.

Christian Boness  
Unkulu – Zauberer in Afrika  
ISBN 978-3-95781-081-6  
© 2020 Christian Boness  
© Deutsche Erstausgabe Hierophant-Verlag 2020  
Redaktion: Bettina Peters  
Cover, Grafik, Satz, Typografie: Torsten Peters



1. Auflage Print 2021  
1. Auflage E-Book 2021

Hierophant-Verlag  
St.-Ingberter-Straße 10 – 67071 Ludwigshafen  
<https://www.hierophant-verlag.de>

Alle Rechte der deutschen Erstausgabe, auch der fotomechanischen Vervielfältigung und des auszugsweisen Abdrucks, vorbehalten.

# Unkulu

Zauberer in Afrika

CHRISTIAN BONESS

**Erstes Buch**

*Gewidmet meinen Kindern*

*Ecee, Lolo, Blanche, Ole, Fridjof, Anne-Christina*

# Inhalt

<b>1. Kapitel: Die Kunde von Mkulu Unkulu</b>	<b>6</b>
1. Auftritt: Aus Deutschland in das Herz Afrikas	6
2. Auftritt: Ein knorriger Alter und der Elefantenfuß	18
3. Auftritt: Eva erzählt von der weißen Taube	28
4. Auftritt: Veras Traum vom Praktikum in Afrika	40
<b>2. Kapitel: Die Bitten</b>	<b>48</b>
5. Auftritt: Zwei Frauen sehen Afrika	48
6. Auftritt: Die Pest im Kirchenbüro	60
<b>3. Kapitel: Ängste und verzweifelt Hoffnung</b>	<b>78</b>
7. Auftritt: Unkulu im Gemeindevorstand	78
8. Auftritt: Die Offenbarung	100
<b>4. Kapitel: Unkulu in Usambara</b>	<b>123</b>
9. Auftritt: Im Missionshaus von Mlalo-Hohenfriedeberg	123
10. Auftritt: Unkulu entgegen	135
11. Auftritt: Die Füllfeder aus Gold	143
12. Auftritt: Unkulus Warnung: Misch dich da nicht ein!	155

# 1. Kapitel: Die Kunde von Mkulu Unkulu

## 1. Auftritt: Aus Deutschland in das Herz Afrikas

*Der Ort des Anfangsgeschehens, in das ich euch führe, ist Mlalo, eine alte Dorfsiedlung im Norden der Usambara-Berge in Tansania. Das Dorf selbst ist einige Jahrhunderte alt und thront über der Maassai-Steppe, die sich tausend Meter tiefer zwischen Kenia und Tansania erstreckt. Berge umgeben den Ort wie eine Krone. Aus der Mlalo-Mulde windet sich eine Lehmstraße einige Hundert Meter hoch nach Hoheni, einer Gründung der deutschen Kolonialzeit. Dort oben in Hoheni, früher ‚Hohenfriedeberg‘ genannt, befindet sich eine der ältesten Missionsstationen Ostafrikas. Hier, im Missionshaus, der Schule, den Gemeindebüros, der Grundschule und der Kirche spielt sich das Leben ab, 7 Tage in der Woche, 24 Stunden am Tag, seit über hundertdreißig Jahren.*

*Die Szene steht für den Raum-Zeit-Zusammenhang, in dem die Figuren handeln, die Räume wechseln und die Zeiten verfliegen.*

*Genug erzählt.*

*Der Vorhang geht auf. Die Bühne wird sich jetzt beleben. Ich bitte nun die Hauptfiguren auf die Bühne. Sie stellen diejenigen dar, die das durchleben und durchleiden, was das Thema Unkulu, Zauberer in Afrika, bereithält.*

*Da kommt sie schon. Carola, Carola Rose. – Bitte erzähle uns doch davon, wie du nach Afrika gekommen bist ...*

Ja. Also, ich bin hier eher durch Zufall nach Afrika gegangen. Es gab da so ein nagendes Gefühl nach meiner Scheidung vor zwei Jahren, dass ich irgendetwas ganz Neues anfangen wollte. Die Scheidung hat mich in ein tiefes Loch stürzen lassen. Und ich weiß bis heute nicht, warum mein Mann die Familie für eine jüngere Frau aufgegeben hat. Ich war völlig deprimiert: aus seinem Haus musste ich ausziehen, war ständig mitfühlenden Fragen und Hilfsangeboten wohlmeinender Freunde ausgesetzt, die ich selber überhaupt nicht wollte!

Allein-Sein in meiner Trauer und Verzweiflung, das war für mich eine Weile lang wichtig.

*Entschuldigung, Carola, dass ich dich unterbreche, aber ich glaube, wohl kaum jemand hat Interesse an deiner Lebensgeschichte und deinem Selbstmitleid. Nimm doch bitte noch mal den Faden „Afrika“ auf!*

Ja gut, ich hatte auch genug von meiner Arbeit. Weißt du überhaupt, wie schwer es ist, im Pflegedienst zu arbeiten? - Immer für andere da zu sein, nur von Sterbenden und Dahinsiechenden umgeben zu sein, ständig unter Termindruck zu stehen? Sie hat mich fertig gemacht, diese Arbeit mit ihrem ganzen Stress. Nach meinem Bandscheibenvorfall, den ich mir bei der Umbettung eines Patienten zugezogen habe, bin ich heute seelisch und körperlich nur noch halb belastbar.- Also habe ich dann meditiert und um Hilfe gebetet. Du musst wissen, ich bin eine gläubige Frau; zur Kirche gehe ich eher selten, aber aus der Kirche auszutreten ist für mich nicht angesagt. Und plötzlich tat sich für mich eine Tür auf: Eine Missionsgesellschaft in Wuppertal hatte eine Job-Anzeige aufgegeben. Krankenpflegestelle im kirchlichen Entwicklungsdienst. Ostafrika. Der Vertrag sollte sich über sieben Jahre erstrecken.

Whow, das ist es, dachte ich und überlegte nur kurz, ob ich den Absprung zusammen mit meinem damals elfjährigen Sohn wagen konnte. Deutschland würde ich hinter mir lassen, mit all den unge lösten Problemen. Ich würde wieder frei durchatmen können, weil es eine Zukunft für mich und meinen Sohn gäbe; um die Versorgung meines Sohnes machte ich mir keinen Kopf: aus Erzählungen von Freunden wusste ich, dass es dort in Ostafrika so genannte Yaya's gab, die gerne als Kindermädchen zur Verfügung stehen. Auch die Schulfrage würde sich lösen lassen, indem ich meinen Sohn Jan-Ole zunächst in eine Busch-Schule, später in die nächstgelegene International School schicken würde.

Beim Erzählen merke ich gerade, dass ich als alleinerziehende Mutter noch immer nicht verdaut habe, dass mein Sohn nun ganz

zu mir gehört. Meine Ma oder die Nachbarn sind nicht mehr für Jan-Ole da.

Übrigens mag ich seinen Namen total gerne. Er lautet wie eine Melodie, die anschwillt und verklingt: JAN-OLE ROSE. Hier in Afrika nennen ihn die Leute nur Ole. Das ist ein weit verbreiteter Massai-Name. Dass Jan-Ole ursprünglich ein wunderschöner skandinavischer Name ist, kann ich leider den Afrikanern nicht weitervermitteln. Sie bleiben dabei zu behaupten, dass es Ole vorherbestimmt sei, in Afrika unter den Massai zu leben. Sei's drum.

*Carola, du hast ja nun ausführlich über dich und deine familiäre Situation gesprochen, aber ich habe noch nichts über deine persönlichen Zusammenhänge in Afrika, über dein Wirken und die Orte deiner Tätigkeit erfahren. Würdest du bitte mal dazu was mitteilen, vielleicht fünf Minuten nur; die anderen Figuren warten schon Backstage auf ihren Auftritt.*

Gut, ich mach's kurz: Nach den erfolgreichen Gesprächen mit der Wuppertaler Missionsgesellschaft wurde ich in ein Vorbereitungsseminar bei der Basler Mission gebeten. Das übliche Programm: Wir absolvierten ein vierwöchiges Sprachprogramm in „Kisuaheli“ – man muss sich ja schließlich mit den Leuten vor Ort verständigen können, um einen Zugang zu ihnen zu bekommen... du bekommst ja sonst fast nichts mit ...

Weiter behandelten wir den Umgang mit Tropenkrankheiten unter den Bedingungen einfacher medizinischer Versorgung. Das war schon zum Teil recht neu für mich und sollte mir später von großem Nutzen sein. Der unterrichtende Tropenarzt, Dr. Hupka, hatte die Fähigkeit, sehr lebendig von seinen eigenen Krisen-Erfahrungen zu berichten, eine runde Sache, die mich noch neugieriger machte, endlich ausreisen zu können. Doch die dritte Einheit des Basler Trainingsprogramms ging mir richtig an die Nieren: Ole und ich mussten für fünf Tage einen einzigen Raum mit einer zweiten Familie teilen. Am dritten Tag war ich so fertig, dass ich aufgeben wollte. Ein echtes *Survival* Camp. Wir hausten in einer kleinen Hütte, umgeben vom Schweizer



Juragebirge, das nächste Dorf mit Laden etwa vier Kilometer weit entfernt. Schneefall bei zwei Grad plus. Und der Gipfel: nasses Feuerholz für einen winzigen Kamin das sollte uns fit machen, Kultur-Schock Situationen und sozialen Stress auszuhalten ...

Beim Trainer hagelte es daraufhin Beschwerden, die er mit sanfter Stimme abbügelte.

Bis heute fühle ich einen Knoten im Bauch, wenn ich mir diese Situation hoch-hole.

Es ging dann aber alles so schnell, dass ich mich nicht mehr an Einzelheiten erinnern kann, nur daran, dass ich mich von meinen Eltern mit Tränen in den Augen auf dem Amsterdamer Flughafen verabschiedete. Ich wusste nicht einmal, ob ich nach der Erfüllung des 7 Jahre Vertrages meine Eltern lebend wiedersehen würde.

Am Kilimanjaro-Airport wartet schon ein Wagen auf uns, Toyota-Land Cruiser Hardtop. Es gefällt mir, mit Jan-Ole zusammen durch die Stille der Dornensteppe zu fahren, du hörst nur das gleichmäßige Nageln des gutmütigen 6-Zylinder Motors. Wir gleiten an den linkerhand aufsteigenden Pare-Bergen vorbei, erreichen die staubige Stadt Mombo, irgendwo am Fuße der Usambara-Berge gelegen, die genauso aussieht, wie ein Ort im Western-Film mit knisternder High-Noon Stimmung. Ich merke, wie mir heißer Schweiß aus den Poren tritt, auf der Stirn, unter den Armen, zwischen den Brüsten, aus den Handtellern. Er rinnt die Innenseite der Oberschenkel entlang, bis er schließlich meine Sandalen erreicht ...

Endlich in Afrika! ... Ich spüre Afrika! ... Ich grüße Afrika!

Schweiß kann ich eigentlich nicht leiden. Besonders nicht den kalten im Büro, im Flugzeug oder in Stress-Situationen: der wird sofort abgespült, Weg damit, er gehört nicht zu mir. Wenn ich keine Gelegenheit zum Duschen finde, hilft da kein Parfüm, dann kann ich mich selber nicht mehr riechen. Aber jetzt erlebe ich den Schweiß gleichsam als Taufe zu einem neuen Leben in Afrika. Ich bin aufgenommen, ich trage eine glänzende, feuchte afrikanische Haut, ich, die afrikanische Novizin ...

Ein unglaubliches Gastgeschenk erhalte ich von der lutherischen Kirche aus Lushoto: Jan-Ole und ich dürfen in einem mit Kreide geweißelten Haus mit zwei Zimmern wohnen. Aus Lehmziegeln, sonnengetrocknet, mit freundlichen Fenstern und einem glänzenden Wellblechdach, das einer schützenden Mütze gleicht. Trittst du in die Hütte ein, berühren deine nackten Füße den kühlen Zementboden, während draußen die Sonne gleißt. Ein Wasseranschluss sorgt dafür, dass du das Wichtigste dauernd zur Verfügung hast: sauberes Trinkwasser. Es bricht neben meinem Haus direkt aus dem Felsen, einem Felsen, der von wilden Mkuyu-Bäumen eingefasst ist. Die kristallene Flüssigkeit wird in einem von vielerlei Bewuchs umstandenen Becken aufgefangen. Auch in Trockenzeiten versiegt die Quelle nicht, es scheint ein ganz besonderer, heilvoller Ort zu sein.

In dem einen Raum wohnt Jan-Ole, den größeren habe ich mir allerdings vorbehalten. Mehrere grob gehobelte Regalbretter aus Zedernholz säumen die Wände meines Zimmerchens, voll von alten Folianten und Taschenbüchern aus der Ökologie-Bewegung der 70er Jahre. Wer mag die Schriftwerke wohl hier zurückgelassen haben? Auf Spurensuche werde ich gehen, irgendwann.

Aus dem ewigen Wechsel von Trocken- und Regenzeiten, wenn das Wellblechdach dort, wo die Befestigungsnägel sitzen, Wasser einlässt, haben die Bücher gelbliche Flecken mit bräunlichen Rändern gebildet. Bei manchen Bänden kleben bündelweise Seiten zusammen, die ich dann beim Durchblättern behutsam voneinander lösen muss. Aus den Seiten schlägt mir ein muffig-süßlicher Geruch entgegen, nach Regen-Schimmel. Raupen fressen sich durch das Papier, du verfolgst ihre Fährten, entdeckst sie aber nicht. Auch mein Tagebuch enthält schon die ersten Flecken, doch noch keine Raupen-Ringe als Siegel langjähriger Tropenaufenthalte. Hier entdecke ich noch keine Zeichen von Insekten, die sich durch die nahrhafte Zellulose gefräst haben.

Ja, mein Tagebuch ... sicherheitshalber schreibe ich es auf Deutsch ... es soll mein stiller Gesprächspartner sein, der einfach da ist, wenn ich ihn brauche. Es birgt meine Erlebnisse in Afrika, mei-

ne zerplatzten Träume, meine Beziehungen und all jene Brüche in meiner Biografie, die ich nur einem zu verdanken habe: UNKULU.

*Carola, ich habe gehört, du bist in Afrika angekommen; was du soeben erzählt hast, macht mich neugierig auf die Sache mit Unkulu. Gleichzeitig bin ich aber stutzig geworden, weil du ja sonst als so gläubig giltst. Schließlich meinst du, dass es nicht Gott zu danken sei, sondern Unkulu, wenn du über Brüche in deinem afrikanischen Leben schreibst. Wir werden später auch noch von dir erfahren, wie es im Einzelnen dazu gekommen ist. – Hoffentlich jedenfalls.*

*Entschuldigung – ich werde jetzt Jan-Ole auf die Bühne holen. Schauen wir mal, was der Junge von sich zu erzählen hat.*

Ehm, ehm, na ja, ich heiße eben Jan-Ole, Jan-Ole Rose. Die meisten Leute hier nennen mich allerdings einfach Ole, jeder kennt meinen Namen, weil er einer der weitverbreiteten Massai-Namen ist. Er bedeutet „Mann, Mensch“. Aber die Sprache in den Usambara Bergen ist Kisambaa und die Sprache der Zugezogenen, Kisuaheli. Beim Spielen mit meinen Freunden habe ich beide Sprachen gelernt und habe deshalb einen super Zugang zu den Leuten hier. Ihr denkt bestimmt, dass ich vielleicht zu häufig mit meinen Freunden in Sakale oder Hoheni zusammen bin, aber mit meinen Klassenkameraden an der Deutschen Schule mach ich nicht so gerne was zusammen. Die wohnen meistens in Nairobi, fliegen zum Wochenende mit ihren Eltern nach Mombasa oder Lamu. Na ja, die sind für mich so was wie deutscher Jet-Set in Afrika. Außerdem hasse ich die deutsche Community. Die Deutschen hier haben nur eine Sorge: Wie schütze ich am besten mein Eigentum, weil ständig irgendwo eingebrochen wird. Gleichzeitig sind die meisten Deutschen dermaßen arrogant und irgendwie überheblich zu ihren Hausbediensteten und den Schwarzen allgemein. Hab' ich so oft mitgekriegt. Ich finde das ganz schön daneben.

Ehm, und, ehm, was ich cool finde, ist nämlich das: es ist mir gelungen, einen fliegenden Handel mit schwarz gebrannten Musik-

CDs aufzumachen. Am beliebtesten ist so Afro-Reggae, Ethno-Folk aus Simbabwe und Südafrika, die Ethno-Records aus dem Kongo laufen auch recht gut. Die Leute sind so geil drauf, die reißen mir die Dinger aus der Hand; kosten ja auch nur zwei Dollar. Na ja, die einheimischen Shilling verlieren halt jeden Tag an Wert. Könnt ihr doch verstehen, oder? Jedenfalls bessere ich mir mit dem CD-Handel mein Taschengeld auf. Direktimport aus Kenia! Cool!

*Halt mal, einen Augenblick, Jan-Ole, die Leserschaft mag vielleicht auch interessieren, wie du dein Taschengeld auffrischst, aber wichtiger wäre wohl, wenn du mal über deinen Umgang mit den Seiten Afrikas berichtest, die dir bisher in Deutschland nicht begegnet sind... bitte erzähle uns doch von unbekanntem Dingen!*

Ehm, ehm, ich denke, ich muss dafür noch ein bisschen konkreter von meinen schwarzen Freunden aus Mlalo sprechen. Meine Mutter erlaubt mir immer in den Ferien bei Familie Hermas zu wohnen. Das ist eine Super-Family. Der Vater, Richard Hermas, kann echt gut Trompete spielen. Er leitet sogar einen Trompetenkreis und macht tolle Jugendarbeit. Wenn er guter Laune ist, dann frage ich ihn an Spätnachmittagen, ob er uns – also seinen fünf Kindern und seiner Frau Hermine – so ein Hochzeitslied vorspielen könne. Da geht aber die Post ab! Einer greift sich zum Trommeln noch eine leere Margarine-Dose und die andern tanzen dazu. Und ich auch. Das geht dann so lange, bis es Nacht wird und das Kreuz des Südens rauskommt. Ihr wisst schon, dieses besondere Sternbild, das nur auf der südlichen Halbkugel sichtbar ist. Längst haben dann andere aus den Nachbar-Hütten und dem Dorf in den Rhythmus mit eingestimmt, also, ich bewundere Richard, er ist mein Vorbild. Manchmal kommt es mir so vor, als wäre er mein Vater. Wir vertrauen uns und hüten unsere Geheimnisse. Das hätte ich so gerne mit meinem Vater gehabt. Aber er ist gegangen, als meine Eltern sich trennten ... ehm, ab und zu schickt er eine E-Mail, das war's dann, ganz schön heftig, ehm, übrigens nennt mich Richard nicht

Ole, sondern liebevoll „Whity“ – „kleiner Weißer“. Er meint nämlich, dass „Ole“ auf Suaheli ein Ausruf der Klage und der Trauer ist, und wenn er mich so ruft, könnte es sein, dass seiner Familie etwas Trauriges zustößt. Wörter, besonders Namen, glaubt er, hätten eine magische Kraft, die Wirklichkeit zu ändern. Ein bisschen übertrieben finde ich das schon. Aber geheimnisvoll auch. Wieso sollte ein Wort die Wirklichkeit verändern? ... Wenn ich meinen Physiklehrer an meiner Schule in Nairobi beschwöre: „Bitte geben Sie mir noch ein glattes Ausreichend in der Klassenarbeit“ oder so, dann bewegt sich gar nichts. Der lacht sich höchstens tot über mich und fragt, ob ich nicht zu lange bei meiner Ma im Busch geblieben wäre, um auf solche Gedanken zu kommen ... Ach ja, Ihr wolltet noch was Geheimnisvolles wissen, was ich erfahren habe? Da gibt es noch was. Bei Mama Kaniki, der schwarzen Diakonin, fühle ich mich auch wohl. Ihr Sohn Maisha, der hat echt Ahnung von geheimen Opferstätten der Geister. Ich darf leider nicht verraten, wo sie liegen, aber eines kann ich beschwören, es ist voll gruselig, in eine halb dunkle Felsenhöhle rein zu kriechen und zu beobachten, was sich da so alles abspielt, und Maisha kann mir alles haarklein erläutern: da steht irgendwo in der Mitte der Höhle ein Blechteller mit Maiskörnern, Kron-Korken oder irgendeine Medizin; oft liegen auch noch Geldstücke drin, und keiner klaut sie. Die Felsen der Höhlen sind meistens von innen geschwärzt – haben da drin Menschen übernachtet? ... und um sich vor Raubtieren zu schützen, Wachfeuer angelegt? Maisha bestreitet diesen Gedanken allerdings vehement und meint, damit sollten die negativen Einwirkungen der Baum-, Höhlen- und Quellgeister eingeschränkt werden ... Eins muss ich diesen Geistern allerdings lassen: sie haben sich Orte mit erstklassiger, unverbaubarer Aussicht auf die Massai-Steppe ausgesucht. Ganz zu schweigen von den Baumgeistern: Einige von ihnen sollen bis heute in dem Riesen-Mkuyu-Baum an der Missionskirche wohnen! Die Christen bestreiten das natürlich und beten wirklich jeden Sonntag um Schutz gegen Geister und Dämonen ... für mich unlogisch ... entweder sie glauben als gute Christen nicht an Geister und Dämo-

nen, dann brauchen sie Gott nicht um Hilfe zu bitten. – oder sie fragen besser ihren Mediziner, ob der nicht was machen kann. Aber dann sind sie eben keine richtigen Christen ...also ganz blick ich da nicht durch. Ich hab nämlich vor dem Haus des Verwalters der Missionsstation mit Maisha zusammen ein Opferhäuschen auf Bambusstäben entdeckt. Neugierig wie ich bin, habe ich das Holztürchen geöffnet – da bleibt mir aber der Atem stocken: Auf einer abgesprungenen chinesischen Untertasse sehe ich Asche, die Knöchelchen eines Vogels – es muss ein kleiner Singvogel gewesen sein – und dazu mehrere Geldscheine. Ihr könnt mir glauben, dass in mir irgendwas zusammenbrach. War der Missionsverwalter gleichzeitig ein abergläubischer Heide? Hatte er, der sonst zur Ehre des Einen Gottes so inbrünstig in der Kirche die Choräle schmettert, - hatte er es gewagt, ohne dass der Gemeindevorstand Wind davon bekommt, eine Familien-Opferstätte zu bauen und mit den Geistern Kontakt zu pflegen? ... Während ich das gerade erzähle, kriege ich wieder Gänsehaut: Gibt es noch eine andere Welt der Geister und Dämonen, die sozusagen das Fundament bildet, auf dem sich das

Alltagsleben aufbaut, ja sogar die Kirche Jesu Christi errichtet ist?

Unbedingt wollte ich Klarheit. Ich musste von dem Verwalter selbst erfahren, was vor sich geht. Maisha hatte mir zwar längst gesteckt, dass hier fast alle zu solchen Opferstätten gehen, sozusagen als Bestätigung der Rückversicherung gegen familiäre Schadensfälle oder Unwägbarkeiten des Lebens ...

Endlich treffe ich ihn, den Verwalter der Missionsstation, ihn, dessen Kochkünste und seinen Umgang mit Europäern ich so schätze! Warum – frage ich ihn – steht an deiner Hütte, dort neben der Bougainvillea-Hecke ein Opferhäuschen? Und da drin, wieso liegen auf einer Untertasse auch noch ein Vogelskelett und Geldscheine? Der Verwalter scheint überrascht. Er fühlt sich irgendwie ertappt – weil ich vielleicht der Sohn einer weißen christlichen Diakonin bin? Oder weil er fürchtet, dass er seinen Job verliert, wenn ruchbar wird, dass er Diener zweier Herren ist? Keine Ahnung, jedenfalls scheint sich der Verwalter Afizai Bendera – gerade fällt mir sein Name wie-

der ein – schnell gefasst zu haben, denn er erklärt mir ganz geduldig: Weißt du, Ole, es ist so: wir Leute aus den Usambara Bergen, die wir hier geboren und aufgewachsen sind, wir freuen uns darüber, dass ihr uns das Christentum gebracht habt, die Schulen, die Eisenbahn und die Hospitäler, ihr habt uns sogar – Gott sei gelobt – aus der Sklaverei durch die Araber befreit, - aber ich habe große Sorge um meine Familie. Ich will sie doppelt schützen... wir brauchen den Kontakt zu unseren Familien Ahnen und den Geistern, verstehst du? Deshalb gehe ich sonntags in die Kirche, singe im Gemeindechor – du kennst ja unseren kwaia ya usharika - bitte Gott um Vergebung für meine Sünden ... und wenn ich nach Hause komme, gebe ich meinen Ahnen, wie sie es verlangen. Was soll ich anderes tun? Wenn ich meine Familien-Ahnen vernachlässige, könnten sie uns Unglück zufügen, wenn ich mein Christentum aufgebe, werde ich als Gemeindeglied ausgeschlossen und verliere meine Stelle, die ich durch Christi Barmherzigkeit erhalten habe!

Er schweigt. Ich schweige auch. Die Worte sind wie schwere Regentropfen gefallen. Schwer und undurchsichtig. Vom Gefühl her für mich anrührend und insofern nachvollziehbar. Von meinem Denken her irgendwie unvereinbar mit meiner Weltauffassung. Entweder – oder.

Der Verwalter ist mir bis heute ein Rätsel geblieben. Wieviel seiner afrikanischen Einstellungen ist er bereit preiszugeben? Manchmal denke ich, je länger ich in Afrika bin, desto weniger verstehe ich die Menschen, wie sie wirklich sind.

Ehm ... ja ... ich wollte noch kurz den Faden aufnehmen, was es mit den Opferstätten auf sich hat und wie sich der Wind dreht. Also, ich bin auf einer geheimnisvollen Wanderung wieder mal unterwegs mit Maisha. Wir gelangen an eine Höhle unweit von Tewe, einem kleinen Ort zwischen Mlalo und Mbaramo, und setzen uns auf die Steine neben der Höhle, deren Eingang mit seltsamen Fähnchen geschmückt ist. Wir rauchen Bangi.